

Sechstes Kapitel.

Das Haus Morrel.

Wer, mit dem Innern des Hauses Morrel vertraut, Marseille ein paar Jahre zuvor verlassen hätte und zu der Zeit, zu der wir nunmehr gelangt sind, zurückgekehrt wäre, würde eine große Veränderung darin gefunden haben. Statt des lebendigen, behaglichen, glücklichen Anblicks, den ein auf dem Pfade der Wohlfahrt begriffenes Haus gleichsam ausströmt; statt der freudigen, hinter den Fenster-
vorhängen erscheinenden Gesichter; statt der geschäftigen, mit der Feder hinter dem Ohr in den Gängen umherlaufenden Commis; statt des mit Ballen gefüllten, von dem Geschrei und Gelächter der Faktoren wiederhallenden Hofes, hätte er etwas Trauriges, Todtes in diesen öden Gängen und diesem leeren Hofe wahrgenommen. Von den zahlreichen Handlungsbienern, welche einst die Bureaux bevölkerten, waren nur zwei geblieben; der eine war ein junger Mann von drei bis vierundzwanzig Jahren, Namens Emmanuel Raymond, welcher, verliebt in die Tochter von Herrn Morrel, in dem Hause verharrte, was auch seine Eltern thun mochten, um ihn daraus zu entfernen; der andere war ein alter, ein-
äugiger Kassengehülfe, genannt Cocles, ein Spottname, den ihm die jungen Leute gegeben hatten, welche einst den so gewaltig summenden, nun aber beinahe unbewohnten Bienenstock belebten; dieser Spottname hatte allmählig seinen wahren Namen so vollkommen ersetzt, daß er sich ohne Zweifel nicht einmal umgewendet haben würde, hätte man ihn bei dem letztern gerufen.

Cocles war im Dienste von Herrn Morrel geblieben, und es hatte sich eine sonderbare Veränderung in

der Lage des braven Mannes bewerkstelligt; er war zugleich zum Grade eines Cassiers avancirt und zum Range eines Bedienten herabgesunken. Darum war es nicht minder derselbe Cocles, gut, geduldig, ergeben, aber unbeugsam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen Punkte, worin er der ganzen Welt, selbst Herrn Morrel, die Spitze geboten hätte; seine pythagoräische Tabelle konnte er an den Fingern hersagen, wie man sie auch drehen und auf welche Weise man ihn in einen Irrthum zu versetzen suchen mochte.

Mitten unter der allgemeinen Traurigkeit, welche sich des Hauses Morrel bemächtigt hatte, war Cocles allein unempfindlich geblieben. Man täusche sich übrigens nicht, diese Unempfindlichkeit rührte nicht von einem Mangel an Zuneigung, sondern im Gegentheil von einer unerschütterlichen Ueberzeugung her. Wie die Ratten der Sage nach allmählig ein Schiff verlassen, das zum Voraus vom Schicksal im Meere unterzugehen bestimmt ist, so daß diese selbstsüchtigen Gäste in dem Augenblick, wo es die Anker lichtet, völlig ausgewandert sind, eben so hatte die Menge von Commis und Angestellten aller Art, welche ihren Unterhalt von dem Hause Morrel bezogen, allmählig Bureaux und Magazine im Stich gelassen; Cocles sah sie insgesammt weggehen, ohne sich über die Ursache ihres Abgangs Rechenschaft zu geben. Alles lief bei Cocles auf eine Ziffernfrage hinaus, und seit den zwanzig Jahren, die er in dem Hause Morrel war, hatte er die Zahlungen bei offenem Bureau mit solcher Regelmäßigkeit stattfinden sehen, daß er eben so wenig zugab, diese Regelmäßigkeit könnte aufhören und die Zahlungen dürften eingestellt werden, als ein Müller, der eine von dem Wasser eines reichen Flusses gespeiste Mühle besitzt, zugibt, dieser Fluß könnte zu laufen aufhören. Bis jetzt hatte sich wirklich nichts gegen die Ueberzeugung von Cocles erhoben. Der letzte Monatschluß war mit der strengsten Pünktlichkeit durchgeführt worden. Cocles hatte einen Irrthum von siebenzig

Centimes, welcher zum Nachtheil von Herrn Morrel be-
gangen worden war, entdeckt und an demselben Tag den
Mehrbetrag von vierzehn Sous seinem Principal über-
bracht, welcher diese mit einem schwermüthigen Lächeln
nahm, in eine beinahe leere Schublade fallen ließ, und
zu dem Arithmetiker sagte:

„Gut, Cocles, Sie sind die Perle der Kassiere.“

Cocles entfernte sich äußerst zufrieden; denn ein
Lob von Herrn Morrel, dieser Perle der ehrlichen Leute
von Marseille, schmeichelte Cocles mehr als ein Geschenk
von fünfzig Thalern. Aber seit diesem so glücklich durch-
geführten Monatschluß hatte Herr Morrel grausame
Stunden durchgemacht; um gegen diesen Monatschluß
Stand zu halten, hatte er alle seine Mittel zusammen-
gerafft und war selbst, aus Furcht, das Gerücht von
seiner Noth könnte sich in Marseille verbreiten, wenn
man ihn so zum Aeußersten greifen sehen würde, auf
die Messe von Beaucaire gereist, um einige Juwelen,
welche seiner Frau und seiner Tochter gehörten, und
einen Theil von seinem Silberzeug zu verkaufen. Mit-
telst dieses Opfers war diesmal noch Alles zur größten
Ehre des Hauses Morrel vorübergegangen. Die Kasse
aber blieb völlig leer. Erschreckt durch umlaufende Ge-
rüchte zog sich der Credit mit seiner gewöhnlichen Selbst-
sucht zurück, und um gegen die hunderttausend Franken,
welche am 15ten laufenden Monats zurückzubezahlen
waren, und gegen die hunderttausend, welche am 15ten
des folgenden verfielen, Stand zu halten, hatte Herr
Morrel in Wirklichkeit nichts mehr, als die Hoffnung auf
die Rückkehr des Pharaon, von dessen Abgang ein
Schiff, das mit ihm die Anker gelichtet, Kunde gegeben
hatte. Dieses Schiff, welches wie der Pharaon von Cal-
cutta kam, war aber bereits seit vierzehn Tagen im
Hafen eingelaufen, während man vom Pharaon keine
Nachricht hatte.

So standen die Dinge, als der Abgesandte des Hauses
Thomson und French in Rom am andern Tage, nachdem

er die von uns mitgetheilte wichtige Angelegenheit mit Herrn von Boville abgemacht hatte, sich bei Herrn Morrel einfand. Emmanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jeder neue Besuch erschreckte, denn jedes neue Gesicht kündigte einen neuen Gläubiger an, welcher in seiner Ungeduld herbeikam, um den Chef des Hauses auszuforschen, der junge Mann, sagen wir, wollte seinem Herrn das Kergerliche dieses Besuches ersparen; er befragte den Eintretenden, dieser aber erklärte ihm, er hätte nichts mit Herrn Emmanuel zu thun, sondern müßte mit Herrn Morrel persönlich sprechen.

Emmanuel rief seufzend Cocles und befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen. Cocles ging voraus und der Fremde folgte. Auf der Treppe begegnete man einem hübschen jungen Mädchen, das den Fremden voll Unruhe anschaute. Cocles bemerkte diesen Gesichtsausdruck nicht, der jedoch dem Fremden keines Wegs entgangen zu sein schien.

„Herr Morrel ist in seinem Cabinet, nicht wahr, Fräulein Julie?“ fragte der Kassier.

„Ja, ich glaube wenigstens,“ antwortete das Mädchen zögernd; „sehen Sie zuerst nach, Cocles, und wenn mein Vater dort ist, melden Sie den Herrn.“

„Es wäre unnütz, mich zu melden,“ erwiederte der Engländer, Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser brave Mann mag ihm nur sagen, ich sei der erste Commis der Herren Thomson und French in Rom, mit denen das Haus Ihres Herrn Vaters in Verbindung steht.“

Das Mädchen erbleichte und ging vollends die Treppe hinab, und der Fremdling ging vollends hinauf. Julie, wie sie der Kassier genannt hatte, trat in das Bureau, wo sich Emmanuel aufhielt, und Cocles öffnete mit Hilfe eines Schlüssels, dessen Besitzer er war, eine Thüre in der Ecke des Ruheplatzes im zweiten Stocke, führte den Fremden in ein Vorzimmer, öffnete eine

zweite Thüre, die er wieder hinter sich schloß, und erschien sodann, nachdem er den Abgesandten des Hauses Thomson und French einen Augenblick allein gelassen hatte, abermals und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte eintreten. Der Fremde fand Herrn Morrel an seinem Schreibtische sitzend und erbleichend vor den furchtbaren Colonnen, in denen sein Passivum eingetragen war. Als Herr Morrel den Fremden erblickte, stand er auf und schob einen Stuhl vor; sobald er sah, daß der Fremde sich gesetzt hatte, setzte er sich ebenfalls wieder.

Vierzehn Jahre hatten eine gewaltige Veränderung bei dem würdigen Handelsherrn hervorgebracht, welcher, am Anfang dieser Geschichte sechsunddreißig Jahre alt, nun das fünfzigste zu erreichen auf dem Punkte stand. Seine Haare hatten sich gebleicht, seine Stirne war unter sorgenvollen Runzeln ausgehöhlt; sein einst so fester, bestimmter Blick war unbestimmt, unentschlossen geworden, und schien bange zu haben, er könnte genöthigt werden, auf einem Gedanken oder auf einem Menschen zu haften. Der Engländer schaute ihn mit einem Gefühle der Neugierde an, das offenbar mit Theilnahme gemischt war.

„Mein Herr,“ sagte Morrel, dessen Unbehaglichkeit dieses Anschauen zu verdoppeln schien, „Sie wünschten mich zu sprechen?“

„Ja, mein Herr; Sie wissen, in wessen Namen ich komme?“

„Im Namen des Hauses Thomson und French, wenigstens wie mir mein Kassier gesagt hat.“

„Er sagte Ihnen die Wahrheit. Das Haus Thomson und French soll im Laufe dieses Monats und des nächsten in Frankreich drei bis viermal hunderttausend Franken bezahlen, und hat, vertraut mit Ihrer strengen Pünktlichkeit, alle Papiere aufgekauft, welche es mit Ihrer Unterschrift finden konnte, wobei mir der Auftrag

geworden ist, nach Maßgabe des Verfalls die Gelder bei Ihnen zu erheben und sodann zu verwenden."

Morrel stieß einen schweren Seufzer aus, fuhr mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirne und erwiderte:

"Sie haben also von mir unterzeichnete Tratten?"

"Ja, mein Herr, für eine beträchtliche Summe."

"Für welche Summe?" fragte Herr Morrel mit einer Stimme, welcher er Sicherheit zu verleihen strebte.

"Einmal," sagte der Engländer, ein Päckchen aus der Tasche ziehend, "einmal habe ich hier eine Abtretung von zweimal hunderttausend Franken, ausgestellt an unser Haus von Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville diese Summe schuldig sind?"

"Ja, mein Herr, er hat sie zu vier und einem halben Procent vor bald fünf Jahren bei mir angelegt."

"Und Sie haben den Betrag zurückzubezahlen?"

"Hälftig am fünfzehnten dieses, hälftig am fünfzehnten des nächsten Monats."

"So ist es; dann habe ich hier zwei und dreißigtausend fünfhundert Ende dieses; es sind von Ihnen unterzeichnete und von Dritten an unser Haus übertragene Tratten."

"Ich erkenne sie an, sagte Herr Morrel, dem bei dem Gedanken, daß er zum ersten Male in seinem Leben vielleicht seiner Unterschrift nicht entsprechen könnte, die Schamröthe in das Gesicht stieg. "Ist das Alles?"

"Ich habe noch auf Ende nächsten Monats diese Papiere, welche das Haus Pascale und das Haus Wild und Turner in Marseille an uns verkauften, etwa fünf und fünfzig tausend Franken, im Ganzen zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken."

Es läßt sich nicht beschreiben, was der unglückliche Morrel während dieser Aufzählung litt.

"Zweimal hundert sieben und achtzig tausend fünf hundert Franken," wiederholte er maschinenmäßig.

„Ja, mein Herr,“ sprach der Engländer. „Ich kann Ihnen nun nicht verbergen,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, „daß, während man Ihre bis jetzt vorwurfsfreie Redlichkeit zu schätzen weiß, in Marseille das Gerücht geht, Sie seien nicht im Stande, Ihre Angelegenheiten durchzuführen.“

Bei dieser beinahe rohen Eröffnung erbleichte Herr Morrel furchtbar.

„Mein Herr,“ sagte er, „bis jetzt, und es sind mehr als zwanzig Jahre, seitdem ich das Haus aus den Händen meines Vaters übernommen habe, der es selbst fünf und dreißig Jahr führte, bis jetzt ist kein von Morrel und Sohn unterzeichnetes Papier an der Kasse präsentirt worden, ohne daß wir Zahlung dafür geleistet hätten.“

„Ja, ich weiß dies; doch sprechen Sie offenherzig, wie ein Ehrenmann zum andern: werden Sie diese Papiere mit derselben Pünktlichkeit bezahlen?“

Morrel bebte und schaute denjenigen an, welcher mit größerer Sicherheit zu ihm sprach, als er es bis dahin gethan hatte.

„Auf so offenherzig gestellte Fragen,“ antwortete er, „muß ich eine offenherzige Antwort geben. Ja, mein Herr, ich bezahle, wenn mein Schiff, wie ich hoffe, glücklich im Hafen einläuft, denn seine Ankunft wird mir den Credit wiedergeben, den mir schnell auf einander folgende Unglücksfälle, deren Opfer ich gewesen bin, geraubt haben; bleibe aber der Pharaon, die letzte Quelle, auf die ich zähle, aus . . .“

Die Thränen traten dem armen Rhetor in die Augen.

„Nun?“ fragte der Engländer, „bleibe diese letzte Quelle aus?“

„Es ist grausam zu sagen . . . doch, bereits an das Unglück gewöhnt, muß ich mich auch an die Schmach gewöhnen . . . nun! ich glaube, daß ich genöthigt wäre, meine Zahlungen einzustellen.“

„Haben Sie keine Freunde, welche Sie unter diesen Umständen unterstützen könnten?“ fragte der Engländer.

Herr Morrel lächelte traurig und erwiderte:

„In den Geschäften hat man keine Freunde, wie Sie wissen, sondern nur Correspondenten.“

„Das ist wahr,“ murmelte der Engländer. „Sie nähren also keine Hoffnung mehr?“

„Eine einzige.“

„Die letzte?“

„Die letzte.“

„Und wenn diese Hoffnung sich nicht verwirklicht?“

„Bin ich zu Grunde gerichtet, mein Herr, völlig zu Grunde gerichtet.“

„Als ich zu Ihnen kam, lief ein Schiff im Hafen ein.“

„Ich weiß es. Ein junger Mann, der mir im Unglück treu geblieben ist, bringt einen Theil seiner Zeit auf einem Belvedere oben auf dem Hause zu, in der Hoffnung, mir zuerst eine gute Nachricht mittheilen zu können. Von ihm habe ich die Ankunft dieses Schiffes erfahren.“

„Ist es nicht das Ihrige?“

„Nein, es ist ein bordoleßisches Schiff, die Gironde; es kommt ebenfalls von Indien, ist aber nicht dasjenige, welches ich erwarte.“

„Vielleicht hat es Kenntniß vom Pharaon und bringt Ihnen Kunde.“

„Soll ich es Ihnen sagen, mein Herr, ich fürchte beinahe eben so sehr, Nachricht von meinem Dreimaster zu erhalten, als in Ungewißheit zu bleiben. Die Ungewißheit ist noch Hoffnung.“

Dann fügte Herr Morrel mit dumpfem Tone bei:

„Dieses Zögern ist nicht natürlich: der Pharaon ist am 5. Februar von Calcutta abgegangen und sollte seit mehr als einem Monat hier sein.“

„Was ist das?“ fragte der Engländer hordhend; „was soll dieses Geräusch bedeuten?“

„Ah, mein Gott! mein Gott!“ rief Morrel erbleichen, „was gibt es wieder?“

Es entstand wirklich ein gewaltiges Geräusch auf der Treppe; man ging ab und zu, man hörte sogar einen Schrei des Schmerzes. Morrel stand auf, um die Thüre zu öffnen, doch es gebrach ihm an Kraft, und er fiel in seinen Stuhl zurück.

Die zwei Männer blieben einander gegenüber, Morrel an allen Gliedern zitternd, der Engländer ihn mit einem Ausdruck tiefen Mitleids anschauend. Der Lärmen hörte auf, aber es schien dennoch, als ob Morrel etwas erwartete; dieser Lärmen hatte eine Ursache und mußte eine Folge haben. Es kam dem Fremden vor, als stiege man sachte die Treppe herauf, und als ob die Tritte, welche von mehren Personen herrührten, auf dem Ruheplatz anhielten. Ein Schlüssel wurde in das Schloß der ersten Thüre gesteckt, und man hörte diese auf ihren Angeln knarren.

„Nur zwei Personen haben den Schlüssel zu dieser Thüre,“ murmelte Morrel: „Cocles und Julie.“

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre, und man sah das Mädchen bleich und die Wangen in Thränen gebadet erscheinen. Morrel stand zitternd auf und stützte sich auf den Arm seines Lehnstuhles, denn er hätte sich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keinen Ton mehr.

„Oh! mein Vater! sagte das Mädchen, die Hände faltend, „verzeihen Sie ihrem Kinde, daß es Ihnen eine schlimme Botschaft bringt.“

Morrel wurde furchtbar bleich; Julie warf sich in seine Arme.

„Oh, mein Vater! mein Vater!“ rief sie, „Muth gefaßt!“

„Der Pharaon ist also zu Grunde gegangen?“ fragte Morrel mit zusammengeschnürter Stimme.

Das Mädchen antwortete nicht, sondern machte

nur ein bejahendes Zeichen mit seinem an die Brust des Vaters angelehnten Kopfe.

„Und die Mannschaft?“ fragte Morrel.

„Gerettet,“ antwortete das Mädchen, „gerettet durch das bordolefische Schiff, das so eben in den Hafen eingelaufen ist.“

Morrel hob seine beiden Hände mit einem Ausdruck voll Resignation und erhabener Dankbarkeit zum Himmel empor und sprach:

„Ich danke, mein Gott, ich danke; wenigstens schlägst Du nur mich allein.“

So phlegmatisch der Engländer war, so befeuchtete doch eine Thräne sein Augenlied.

„Tretet ein,“ sagte Herr Morrel, „denn ich ver-
muthe, Ihr seid Alle vor der Thüre.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als wirklich Madame Morrel schluchzend eintrat; Emmanuel folgte ihr; im Vorzimmer sah man die rauhen Gesichter von sieben bis acht halb nackten Matrosen. Beim Anblick dieser Menschen bebte der Engländer; er machte einen Schritt, als wollte er auf sie zugehen, aber er bemeisterte sich und drückte sich im Gegentheil in den entferntesten, dunkelsten Winkel des Cabinets. Madame Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und nahm eine von den Händen ihres Gatten in die ihrigen, während Julie, an die Brust ihres Vaters gelehnt, stehen blieb. Emmanuel stand mitten im Zimmer und schien als Band zwischen der Gruppe der Familie Morrel und den Matrosen an der Thüre zu dienen.

„Wie hat sich das zugetragen?“ fragte Herr Morrel.

„Tretet näher, Penelon,“ sagte der junge Mann, „und erzählt das Ereigniß.“

Ein alter, von der Sonne des Aequators bronzirter Matrose trat, zwischen seinen Händen den Ueberrest eines Hutes hin- und herdrehend, vor und sagte:

„Guten Morgen, Herr Morrel,“ als ob er Mar-

feille am Tage vorher verlassen hätte und von Nir oder Toulon käme.

„Guten Morgen, mein Freund,“ erwiderte Herr Morrel, der sich eines Lächelns unter seinen Thränen nicht enthalten konnte: „aber wo ist der Kapitän?“

„Was den Kapitän betrifft, Herr Morrel, er ist krank in Palma geblieben; doch wenn es Gott gefällt, wird es nichts sein, und Sie sehen ihn in einigen Tagen so wohl und gesunde, als wir Beide sind, ankommen.“

„Gut . . . nun spricht, Penelon.“

Penelon ließ seinen Kautaback aus der linken Backe in die rechte übergehen, hielt die Hand vor seinen Mund, schleuderte in das Vorzimmer einen Guß schwärzlichen Speichels, rückte den Fuß vor und sprach, sich auf seinen Hüften wiegend:

„Herr Morrel, wir waren so etwas zwischen dem Cap Blanc und dem Cap Boyador, und liefen mit einem guten Süd-Süd-West, nachdem wir uns acht Tage lang mit der Windstille abgemüdet hatten, als sich der Kapitän Goumard mir näherte (ich muß Ihnen bemerken, daß ich am Steuerruder war), und zu mir sagte: „„Vater Penelon,““ sagte er, „„was denkst Du von den Wolken, die sich dort am Horizont erheben?““ Ich betrachtete sie mir gerade in diesem Augenblick. „„Was ich davon denke, Kapitän? ich denke sie steigen ein wenig schneller, als es sich gebührt, und sind schwärzer, als es Wolken zusteht, welche keine schlimme Absicht haben.““ — „„Das ist auch meine Meinung,““ sagte der Kapitän, „„ich will immerhin Vorsichtsmaßregeln treffen. Wir haben zu viele Segel für den Wind, der sogleich kommen wird . . . Holla! he! bindet die Bramsegel ein und holt den fliegenden Klüver an.““ Es war die höchste Zeit, der Befehl war nicht sobald ausgeführt, als wir den Wind auf den Fersen hatten und das Schiff sich auf die Seite legte. „„Gut!““ sagte der Kapitän, „„wir haben noch zu viel Tuch außen: geit das große Segel auf!““ Fünf Minuten nachher war das große Segel

gezeit und wir liefen mit der Focke, dem Marssegel und den Toppsegeln. „Nun, Vater Penelon,“ sagte der Kapitän zu mir, „was hast Du denn mit dem Kopfe zu schütteln.“ — Was ich habe? an Ihrer Stelle würde ich nicht auf so schönem Wege bleiben.“ „Ich glaube, Du hast Recht, Alter, wir werden einen Windstoß bekommen.“ — „Ah, den Teufel, Kapitän!“ antwortete ich, „wer uns, was sich da unten braut, für einen Windstoß abkaufte, würde etwas dabei gewinnen; es ist ein guter, schöner Sturm, oder ich verstehe mich nicht darauf.“ Das heißt, man sah den Wind kommen, wie man den Staub in Mondredon ankommen sieht; zum Glücke hatte er es mit einem Manne zu thun, der ihn kannte. „Nehmt zwei Ringe in den Marssegeln ein,“ rief der Kapitän, „laßt die Voleinen laufen, braßt an, streicht die Marssegel ein, zieht die Tafel auf die Rahen herunter!“

„Das war in jener Gegend nicht genug,“ sagte der Engländer; ich hätte vier Ringe genommen und mich der Focke entledigt.“

Diese feste, sonore, unerwartete Stimme machte Jedermann beben. Penelon hielt seine Hand über die Augen und schaute denjenigen an, welcher mit so viel Sicherheit das Manoeuvre seines Kapitäns beurtheilte.

„Wir thaten noch etwas Besseres,“ sagte er mit einer gewissen Achtung, „denn wir geiten die ganze Brigantine und legten den Helmstock nach dem Winde, um vor dem Sturm zu laufen. Zehn Minuten nachher geiten wir die Marssegel auf und trieben vor Topp und Tafel.“

Der Engländer schüttelte den Kopf und sprach:

„Das Schiff war zu alt, um dies zu wagen.“

„Das ist es gerade, was unser Verderben herbeiführte. Nachdem wir zwölf Stunden lang hin- und hergeworfen worden waren, zeigte sich ein Leck.“ „Penelon,“ sagte der Kapitän zu mir, „ich glaube, wir sinken, mein Alter; gib mir das Steuerruder und steige

in den Raum hinab.““ Ich gebe ihm das Steuerruder und gehe hinab; es hatte bereits drei Fuß Wasser. Ich steige wieder hinauf und rufe: „„Zu den Pumpen! zu den Pumpen!““ Ah! ja wohl; es war zu spät. Man ging an die Arbeit; aber ich glaube, je mehr wir herauszogen, desto mehr kam hinein. Ho! nach einer vierstündigen Arbeit . . . sinken wir, so wollen wir sinken lassen, man stirbt nur einmal. „„Ah! Meister Benelon,““ spricht der Kapitän, „„Ihr gebt ein solches Beispiel? wohl, wartet, wartet!““ Er holt ein Paar Pistolen aus der Kajüte und ruft zurückkehrend: „„Dem Ersten, der die Pumpe verläßt, zerschmettere ich die Hirnschale!““

„Schön,“ sagte der Engländer.

„Nichts verleiht so viel Muth, als gute Gründe,“ fuhr der Matrose fort; „überdies hatte sich das Wetter mittlerweile aufgehellt und der Wind sich gelegt; nichtsdestoweniger stieg das Wasser fortwährend, nicht um viel, vielleicht um zwei Zoll in der Stunde, aber es stieg; zwei Zoll in der Stunde, sehen Sie, das sieht aus wie nichts, aber in zwölf Stunden macht es nicht weniger als vier und zwanzig Zoll, und vier und zwanzig geben zwei Fuß. Zwei Fuß und drei, die wir schon hatten, das machte uns fünf. Wenn aber ein Schiff fünf Fuß Wasser im Bauche hat, so kann es für wassersüchtig angesehen werden. „„Gut,““ sagte der Kapitän, „„es ist genug so, und Herr Morrel kann uns keinen Vorwurf machen; wir haben gethan, was wir thun konnten, um das Schiff zu retten; nun müssen wir die Mannschaft zu retten suchen. An die Schaluppe, Kinder, so geschwind als immer möglich!““

„Hören Sie, Herr Morrel,“ fuhr Benelon fort, „wir liebten den Pharaon ungemein; aber wie sehr auch der Seefahrer sein Schiff lieben mag, so liebt er doch noch mehr seine Haut. Wir ließen es uns auch nicht zweimal sagen: dabei war es, als spräche das Schiff zu uns: Geht doch! geht doch!““ und er log

nicht, der arme Pharaon; wir fühlten ihn buchstäblich unter unseren Füßen in die Tiefe sinken. So viel ist gewiß, daß in einem Nu die Schaluppe in der See war und wir uns alle Nacht darin befanden. Der Kapitän stieg zuletzt hinab, oder vielmehr nein, er stieg nicht hinab, denn er wollte das Schiff nicht verlassen: ich faßte ihn mit dem Arme um den Leib, warf ihn den Kameraden zu und sprang dann ebenfalls. Es war die höchste Zeit. Kaum hatte ich den Sprung gemacht, als das Verdeck mit einem Geräusche zersprang, daß man es hätte für die Lage eines Schiffes von acht und vierzig Kanonen halten sollen. Zehn Minuten nachher tauchte es mit dem Vordertheile unter, dann mit dem Hintertheile; dann drehte es sich um sich selbst, wie ein Hund, der seinem Schweife nachläuft; und endlich: eine gute Nacht der Gesellschaft, brrrrru! . . . Alles war abgethan, kein Pharaon mehr!

„Wir brachten drei Tage zu, ohne zu essen und zu trinken, und sprachen schon davon, das Loos zu ziehen, wer den Anderen zur Nahrung dienen sollte, als wir die Gironde gewahrten; wir machten ihr Signale, sie sah uns, segelte auf uns zu, schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So hat sich die Sache ereignet, auf Ehrenwort, Herr Morrel, auf Seemannswort! Nicht wahr, Ihr Leute?“

Ein allgemeines Gemurmel der Beistimmung deutete an, daß der Erzähler alle Stimmen durch die Wahrheit der Hauptsache und durch das Pittoreske der einzelnen Umstände vereinigt hatte.

„Gut, mein Freund,“ sagte Herr Morrel, „Ihr seid brave Leute, und ich wußte zum Voraus, daß bei dem Unglück, das mir begegnet ist, niemand Anderes die Schuld hatte, als mein Verhängniß. Es ist der Wille Gottes, und nicht der Fehler der Menschen. Verehren wir den Willen Gottes. Nun sagt, wie viel Gold ist man Euch schuldig?“

„Ah! bah . . . sprechen wir nicht davon, Herr Morrel.“

„Im Gegentheil, sprechen wir davon,“ erwiderte mit einem traurigen Lächeln der Rheder.

„Nun wohl, man ist uns drei Monate schuldig.“

„Gocles, bezahlen Sie jedem von diesen braven Leuten zweihundert Franken. In einer andern Epoche, meine Freunde,“ fuhr Herr Morrel fort, „hätte ich beigefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als außerordentliches Geschenk, aber die Zeiten sind ungünstig, meine Freunde, und das wenige Geld, das mir übrig bleibt, ist nicht mehr mein Eigenthum; entschuldigt mich also und liebt mich darum nicht minder.“

Penelon machte eine Grimasse der Rührung, wandte sich gegen seine Gefährten um, sprach einige Worte mit ihnen, kam dann zurück und sagte, nachdem er seinen Kautaback in die andere Seite des Mundes übergearbeitet und einen zweiten Guß Speichel, welcher das Pendant zu dem ersten werden sollte, in das Vorzimmer geschleudert hatte:

„Was das betrifft, Herr Morrel, was das betrifft . . .“

„Was denn?“

„Das Geld.“

„Nun?“

„Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, sie hätten für diesen Augenblick mit fünfzig Franken jeder genug, und sie könnten mit dem Reste warten.“

„Ich danke, meine Freunde,“ rief Herr Morrel, tief erschüttert; „Ihr seid brave Leute; aber nehmt nur, nehmt, und wenn Ihr einen guten Dienst findet, tretet ein, Ihr seid frei.“

Diese letzten Worte brachten eine wunderbare Wirkung auf die Matrosen hervor; sie schauten einander mit bestürzter Miene an. Penelon, dem es an Athem fehlte, hätte beinahe seinen Kautaback verschluckt; zum Glück fuhr er zu rechter Zeit mit der Hand an seine Zunge.

„Wie, Herr Morrel!“ sagte er mit einer zusammen-

gepreßten Stimme, wie! Sie schicken uns weg, Sie sind also unzufrieden mit uns?"

„Nein, meine Kinder,“ erwiderte der Rheber, „nein, ich bin nicht unzufrieden mit Euch, im Gegentheil; nein, ich schicke Euch nicht weg. Aber was wollt Ihr, ich habe kein Schiff mehr, und bedarf folglich auch keiner Matrosen.“

„Wie! Sie haben keine Schiffe mehr?“ rief Benelon; „wohl, Sie lassen andere bauen, und wir warten.“

„Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Benelon,“ entgegnete Herr Morrel traurig lächelnd; „ich kann also Euer Anerbieten nicht annehmen, so freundlich es auch ist.“

„Wohl, wenn Sie kein Geld haben, so müssen Sie uns nicht bezahlen, wir machen es, wie es der arme Pharaon gemacht hat, und treiben vor Lopp und Tafel.“

„Genug, genug, meine Freunde,“ erwiderte Herr Morrel, dem vor Rührung die Sprache beinahe versagte. „Wir werden uns in besseren Zeiten wiederfinden. Emmanuel,“ fügte der Rheber bei, „begleiten Sie diese braven Leute und seien Sie dafür besorgt, daß meine Wünsche erfüllt werden.“

„Also wenigstens auf Wiedersehen, nicht wahr, Herr Morrel?“ versetzte Benelon.

„Ja, meine Freunde, ich hoffe wenigstens; geht.“

Auf ein Zeichen seiner Hand marschirte Cocles voran. Die Matrosen folgten dem Kassier und Emmanuel folgte den Matrosen.

„Nun laßt mich einen Augenblick allein,“ sagte der Rheber zu seiner Frau und zu seiner Tochter, „ich habe mit diesem Herrn zu sprechen.“

Und er bezeichnete mit den Augen den Bevollmächtigten des Hauses Thomson und French, welcher unbeweglich in seiner Ecke während dieser Scene stehen geblieben war, an der er nur mit den von uns erwähnten paar Worten Theil genommen hatte. Die Frauen

schauten den Fremden an, den sie völlig vergessen hatten, und entfernten sich sodann; aber während sich die Tochter zurückzog, warf sie auf diesen Mann einen erhabenen Blick inständiger Bitte, den er mit einem Lächeln erwiderte, welches auf diesem eisigen Gesichte hervortreten zu sehen, ein kalter Beobachter erstaunt sein würde. Die zwei Männer blieben allein.

„Nun, mein Herr,“ sagte Morrel, „Sie haben Alles gesehen, Alles gehört, und ich habe Ihnen nichts mehr mitzutheilen.“

„Ich habe gesehen, mein Herr,“ erwiderte der Engländer, „daß Ihnen ein neues Unglück, so unverdient als die anderen, widerfahren ist, und das hat mich in meinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, bestärkt.“

„Oh! mein Herr...“

„Ich bin einer von Ihren Hauptgläubigern, nicht wahr?“

„Sie sind wenigstens derjenige, welcher die kurzschichtigsten Wechsel von mir in Händen hat.“

„Sie wünschen eine Fristverlängerung, um mich zu bezahlen?“

„Eine Fristverlängerung könnte mir die Ehre und folglich das Leben retten.“

„Wie viel verlangen Sie?“

„Zwei Monate,“ sagte Morrel zögernd.

„Gut,“ sprach der Fremde, „ich gebe Ihnen drei.“

„Doch glauben Sie, daß das Haus Thomson und French...?“

„Seien Sie unbesorgt, ich nehme Alles auf mich... Wir haben heute den 5. Juni?“

„Ja.“

„Nun, erneuern Sie mir alle diese Papiere auf den 5. September, und am 5. September um elf Uhr Morgens (die Pendeluhr bezeichnete gerade in diesem Augenblick die elfte Stunde), werde ich mich bei Ihnen einfinden.“

„Ich werde Sie erwarten, mein Herr, und Sie sollen Bezahlung erhalten, oder ich bin todt.“

Diese letzten Worte sprach Morrel so leise, daß sie der Fremde nicht hören konnte. Die Papiere wurden erneuert, man zerriß die alten, und der arme Rheder hatte wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel aufzubieten. Der Engländer empfing seinen Dank mit dem seiner Nation eigenthümlichen Phlegma und nahm von Morrel Abschied, der ihn unter Segnungen bis an die Thüre zurückführte. Auf der Treppe traf er Julie; das Mädchen that, als ob es hinabginge, aber es wartete auf ihn.

„O! mein Herr . . .“ rief Julie, die Hände faltend.

„Mein Fräulein,“ sagte der Fremde, „Sie werden eines Tages einen Brief, unterzeichnet . . . S i m b a d der Seefahrer . . . bekommen. Thun Sie Punkt für Punkt, was der Brief sagt, so seltsam Ihnen auch die Aufforderung erscheinen mag.“

„Gut, mein Herr,“ erwiderte Julie.

„Versprechen Sie es mir?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Leben Sie wohl, mein Fräulein; bleiben Sie stets ein gutes, frommes Mädchen, und ich hoffe, Gott wird Sie dadurch belohnen, daß er Ihnen Herrn Emmanuel zum Gatten gibt.“

Julie stieß einen leichten Schrei aus, wurde roth wie eine Kirsche, und hielt sich am Geländer, um nicht zu fallen. Der Engländer entfernte sich mit einer Geberde des Abschiedes. Im Hofe begegnete er Penelon; dieser hatte eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand, und schien sich nicht entschließen zu können, das Geld fortzutragen.

„Kommt, mein Freund,“ sagte der Engländer zu ihm, „ich habe mit Euch zu sprechen.“